

Johannes 15,1-8
Sonntag Jubilate (26. April 2026)
Pastor i. R. Dr. Klaus Schäfer

Pretzer Klosterpredigten



Liebe Gemeinde,

lassen Sie mich heute einmal eine Predigt mit einer sehr persönlichen Erinnerung beginnen. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“, haben wir gerade im Evangelium gehört, was heute auch zugleich der Predigttext ist. Dieses Wort aus dem Johannes-Evangelium ist in meiner eigenen Biographie stark verankert. Es war weder mein Tauf- noch mein Konfirmationspruch; Taufsprüche gab es damals bei meiner Taufe, gleich im Krankenhaus am Tag nach der Geburt nicht, und konfirmiert worden bin ich gar nicht. Das Wort Jesu „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ hatte die Pastorin damals, im Januar 1973 als Zuspruch für mich gewählt. An diesem Tag, einem Sonnabend haben wir im Gemeindehaus, mit unserem Jugendkreis und der Pastorin, eine kleine Andacht gefeiert, mit der ich damals in die evangelische Kirche – das war die Kirche von Westfalen – eingetreten bin. Die Pastorin, Frau Hartmann, hielt eine kleine Meditation, in der dieses Jesus-Wort im Mittelpunkt stand und mir, gewissermaßen, zugesprochen wurde. Ich weiß natürlich gar nicht mehr alles, aber ich weiß noch, dass sie diese Selbstbezeichnung Jesu – das „Ich bin“-Wort: „Ich bin der Weinstock“ – abhob von anderen Begriffen: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“, so

sagte sie. Jesus sagt nicht: Ich bin der „Rohrstock“, der dich antreibt, der dich bestraft und prügelt, wenn du nicht spurst, wenn du nicht konform bist mit den Moralvorstellungen der Kirche; er sagt nicht: Ich bin der „Zollstock“, der immer wieder, symbolisch vielleicht mit drohendem Zeigefinger, abmisst, ob du auch Fortschritte im Leben machst; er sagt auch nicht: Ich bin der „Krückstock“, ohne den du selbst gar nicht laufen kannst, ohne den du mit dem Leben nicht zurechtkommst; oder: Ich bin der „Schraubstock“, der dich der dich einengt, dich quält; aber auch nicht: Ich bin der „Spazierstock“, mit dem du immer leicht und locker durch das Leben marschieren kannst.. So ungefähr hat sie damals gesprochen. Gemeint war es als Zuspruch, der Mut zum Leben machen sollte.

Zugegeben, das war damals vielleicht schon eine etwas sentimental klingende Auslegung und Aneignung dieses Jesus-Wortes. Aber für mich war es wichtig und richtig. Für einen 19-jährigen, der gerade so etwas die Freude und Schönheit des Glaubens entdeckt hatte, waren es gute Worte, die ich auch bis heute nicht vergessen habe und an die ich immer wieder denken muss, wenn ich den Ich-bin-Worten Jesu aus dem Johannes-Evangelium begegne.

I.

„Ich bin der Weinstock“, oder schon am Anfang des Kapitels: „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater der Weingärtner...“ Was heißt das denn positiv? Man kann und soll es ja nicht nur abgrenzen von anderen Worten, in denen ein „Stock“ vorkommt. Was steckt in diesem Bild-Wort, das Jesus als Zuspruch – und, darüber wird noch zu sprechen sein – auch als Anspruch gemeint hat?

Worte wie „Wein“, „Weinstock“, „Weinberg“ kommen oft in der Bibel vor, im Alten wie im Neuen Testament, und auch in ganz unterschiedlicher Bedeutung. Hier, im Johannes-Evangelium ist der Wein einfach in der positiven Bedeutung nehmen, die Wein für die Menschen damals wie heute hatte und hat. „Der Wein erfreue des Menschen Herz“, heißt es in Psalm 104,15, und im Buch der Richter heißt es sogar, dass der Wein „Götter und Menschen fröhlich macht“ (Ri. 9,13). Und gerade das Johannes-Evangelium hat das ja ganz besonders hervorgehoben. Hier, gleich am Anfang des Evangeliums ist erzählt, dass Jesus sich nicht zu schade war, Wasser in Wein zu verwandeln, und zwar Wass aus sechs riesengroßen Steinkrügen, von denen jeder fast 40 Liter fassen konnte. Wein und Hochzeit, Trinken und Lebensfreude, ja Wein und Lebenslust, das ist hier verbunden. Jesus und Wein: diese Verbindung wurde auch von den Zeitgenossen Jesu damals so gesehen: Seine religiösen Kritiker nannten ihn einen „Fresser und Weinsäufer“ (vgl. Mt. 11,9; Lk. 7,34).

„Ich bin der Weinstock“: Das will dann ja zuerst und vor allem sagen: Ich Jesus, der vom Vater im Himmel Gesandte, bin da, um dir, um euch Lebensfreude und Lebenslust, um

euch – ein anderes Wort aus dem Johannes-Evangelium – „Leben in Fülle“ (in der Luther-Bibel heißt es: „Leben und volle Genüge“) zu schenken. Ja, Christus ist wirklich der, der Freude schenken will, der das auch kann und der das auch tut.

Ich habe mich oft gewundert, warum gerade Johannes in seinem Evangelium vom vielen Wein bei der Hochzeit von Kana erzählt. Vielleicht gibt es hier ja einen Anklang, eine Anknüpfung, ja vielleicht sogar eine Antwort an und eine Herausforderung für andere Götter, die mit Wein assoziiert waren. So etwa gegenüber dem griechischen Gott Dionysos, der als römischer Gott Bacchus heißt, um den Menschen damals in den Städten der griechischen und römischen Antike deutlich zu machen, dass doch hier, in Jesus Christus, der wahre Freudenbote, der Stifter von Freude und Lebenslust ist. Wenn man jedenfalls einmal durch die Museen in Rom schlendert – meine Frau und ich waren letzten Monat eine Woche in Rom -, begegnet einem zwischen der unendlichen Zahl griechischer und römischer Statuen dieser Gott des Weines, der Weinranken und Weintrauben als Haarschmuck trägt. „Ich bin der Weinstock“, „Ich bin der wahre Weinstock“, darin steckt ja sowohl eine Selbstaussage, verbunden mit einer Einladung, zugleich aber auch eine Abgrenzung. Lebensfreude und Lebenslust gibt es nicht während der Bacchanalien, der Feste für den Gott Bacchus, die wild und ungezähmt und auch tödlich sein können, sondern hier in der Gemeinschaft, in der Verbundenheit mit Jesus Christus, dem wahren Weinstock.

Für mich, wenn ich das so sagen darf, war es damals auch ein bisschen so: Die Entdeckung des Glaubens war etwas Beglückendes, bezauberndes, etwas, das das Leben hat erstrahlen lassen.

II.

Aber, liebe Gemeinde, da ist ja noch ein anderer Ton in diesem Bibeltex aus dem Johannes-Evangelium. Da ist ja nicht nur Zuspruch, da ist ja auch eine Mahnung; da wird auch ein ernster Ton angeschlagen: Vom „bleiben“ in der Gemeinschaft mit Christus ist da die Rede; das Wort „bleiben“ kommt hier nicht weniger als sechs Mal vor, und das mit einem zwar in einem zwar verbenden, aber auch deutlich warnenden Ton. Sogar vom „wegwerfen“, ja vom „verbrennen“ der Reben ist hier die Rede.

Das Bildwort vom Weinstock und den Reben wird hier eigentlich ein bisschen schräg; es wird überdehnt; die Sache, um die es geht, führt dazu, dass das Bild etwas verrutscht: Reben können ja nicht selbst darauf achten, am Weinstock hängen zu bleiben.

Aber natürlich versteht man, was Jesus hier sagen will: Achtet darauf, dass eure Beziehung mit Christus, dass euer Vertrauen auf ihn, Kontinuität hat, bestehen bleibt, sich durchhält. Wie Christus euch die Treue hält, sollt auch ihr an Eure Verbindung mit ihm – mit mir, wie er hier sagt – halten.

Hier wird ja – so kann man zunächst einmal festhalten - beinahe so etwas wie eine allgemeine Wahrheit ausgesprochen: Eine Beziehung muss man pflegen, sonst schläft sie ein, sonst löst sie sich auf. Was im zwischenmenschlichen Bereich gilt, ist auch in der Welt des Glaubens so. Der Glaube, das Vertrauen auf Christus, der Quelle des Lebens, muss gepflegt, muss immer wieder neu gesucht, erneuert werden. Es ist wie mit einer Perlenkette: Echte Perlen werden stumpf, wenn man sie immer nur in der Schublade liegen hat; man muss sie tragen, Perlen glänzen und leuchten dann, wenn sie mit menschlicher Haut in Berührung kommen. Es mag sein, dass man nicht den Glauben verliert, aber „er hört auf, dem Leben Form zu geben“, wie es einmal im Roman „Aus dem Tagebuch eines Landpfarrers“ von Georges Bernanos heißt. Und es gibt natürlich auch den Fall, sich vom Glauben ganz abzuwenden.

Aber, so frage ich mich, was heißt denn eigentlich „bleiben in Christus“? Nicht weniger als sechs Mal kommt dieses Wort in den acht Versen unseres Bibeltexes vor. Aber was heißt das denn, wo doch die Welt und auch unser Leben von Wandel und Veränderung bestimmt ist. „Alles fließt“, und man kann nicht zweimal in denselben Fluss hineinsteigen, wie schon der griechische Philosoph Heraklit es ausdrückte. Das Leben um uns herum – die Welt, die Gesellschaft, die Zeiten, die Menschen – ändern sich, immer wieder. Die Welt ist im ständigen Wandel; „Times, they are changing“, hat Bob Dylan in den früher 1960er Jahren, als in unseren westlichen Gesellschaften ein massiver Wertewandel einsetzte, gesungen. Und bedeutet „bleiben“ dann nicht Sterilität, Stillstand, Verhärtung? Und wer will das schon?

Wenn ich zurückdenke an die Andacht damals im Martini-Gemeindehaus meiner Jugend, so ist ja evident, dass sich seitdem viel verändert hat. Nicht nur die Welt hat sich gewandelt, was ich hier gar nicht weiter ausführen will; wir haben es ja alle über die Jahrzehnte miterlebt. Auch die Kirche hat sich verändert; meine Pastorin von damals war schon eine ältere Frau, kurz vor dem Ruhestand; sie durfte in jenen Jahrzehnten als Pfarrerin nicht verheiratet sein: das ist zum Glück heute anders, und wir glauben ja sogar, dass sich Kirche immer wieder verändern muss: *ecclesia semper reformanda*. Nicht Stillstand, Festhalten am Alten, sondern Mitgehen mit der Zeit ist die große Herausforderung, wenn auch sicher nicht gemeint ist, immer dem Zeitgeist anheimzufallen.

Und wie erscheint es uns, wenn wir unser eigenes Leben in seinen unterschiedlichen Stationen, mit den Erfahrungen in Kindheit und Jugend, als Erwachsene und vielleicht alt gewordene an uns vorbeiziehen lassen? Karl Rahner, der berühmte katholische Theologe des letzten Jahrhunderts, hat zum Thema „Lebensreise“ einmal geschrieben:

„Denn sagt selbst: Sind wir nicht alle Pilger, auf der Reise, Menschen, die keine bleibende Stätte haben, selbst wenn wir nie unsere Heimat verlassen mussten? Wie flieht die Zeit, wie

schwinden die Tage, wie sind wir ewig im Wandel, wie ziehen wir immer weiter: irgendwo und irgendwann fingen wir an, und schon waren wir aufgebrochen zur Reise, die immer weiter geht und nie mehr zur selben Stelle zurückkehrt. Und der Weg zieht durch die Kindheit, durch Jugendkraft und Altersreife, durch wenig Feste und viel Alltag, durch Hohes und Erbärmliches, durch Reinheit und Schuld, durch Liebe und Enttäuschung, immer weiter, unaufhaltsam weiter vom Morgenland des Lebens zum Abendland des Todes..."

Was heißt „in ihm bleiben“, wenn wir, wenn ich an diese Lebensreise denke, die ja auch eine Glaubensreise einschließt? Bedeutet „bleiben“ so etwas wie Festhalten am Kinderglauben, Bewahren – ängstliches Bewahren - des Herkömmlichen, Hüten der Tradition, striktes Festhalten an den Formeln des Katechismus? Bedeutet es etwa sich zu verschließen allem Neuen, allen Veränderungen, allen Herausforderungen, die der Wandel der Zeit und der Lebensumstände mit sich bringen?

Bedeutet „bleiben“ denn tatsächlich, so etwas wie ein Fundamentalist zu werden, der – was immer ihm im Leben an Herausforderungen begegnet – starr an dem festhält, was er oder sie als unumstößliche christliche Wahrheit zu erkennen und zu definieren geneigt war? Wird, so frage ich, Christus dann nicht selbst zu einem unbeweglichen, starren Bild, wie eine steinerne Figur, die ich auf einen Podest gehoben habe, mit der ich aber keine lebendige Beziehung (mehr) habe?

Auch der Glaube, wie auch die Theologie – das Nachdenken über Gott und die Wahrnehmung Gottes – hat eine Geschichte. Und auch der je eigene Glaube, der persönliche Glaube als Teil meiner Lebensreise hat eine Geschichte. Schon der Apostel Paulus hat das so empfunden, wenn er sagt: „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.“ (1. Kor. 13,11) Und in den Phasen meines – unseres – Lebens ist unser Glaube – das „bleiben in Christus“ – immer wieder mit Herausforderungen konfrontiert. Da gibt es Herausforderungen intellektueller Art, die mit dem Verstehen zu tun haben, mit Fragen im Blick auf Widersprüche in der Bibel, mit dem Verhältnis von Schöpfung und Evolution, mit Hadern im Blick auf Formulierungen im Glaubensbekenntnis, wie etwa beim Thema Jungfrauengeburt. Auch Erfahrungen mit Gottes Bodenpersonal, mit der Institution Kirche oder enttäuschende Erfahrungen mit Pastorinnen und Pastoren können dazu führen, dass Glaube und Kirche mir verleidet wird.

Aber es sind vielleicht noch nicht einmal die intellektuellen Schwierigkeiten oder der Ärger über die Institution Kirche, den Papst oder radikale Evangelikale, die an meinem „Bleiben“ nagen. Zumeist sind es doch die sehr existenziellen Herausforderungen, die uns im Laufe unserer Lebensreise begegnen und die den Glauben an Christus herausfordern.

Ich zitiere noch einmal Karl Rahner. Er hat in einem kleinen Text mit dem Titel „Warum Christ bleiben?“ geschrieben, dass es in der Tiefe oft nicht die intellektuellen Probleme, sondern die existenziellen Erfahrungen sind, die das „Christ bleiben“ herausfordern:

„Das eigentliche Argument gegen das Christentum“, so schrieb er, „ist die Erfahrung des Lebens, diese Erfahrung der Finsternis... „

Es ist die Erfahrung der Finsternis, die am Glauben, am Vertrauen auf Gott und dem „Bleiben“ in Christus, dem Weinstock, nagen kann. Die Erfahrung von Krisen im Leben, Erschütterungen, die mich aus der Bahn werfen, die alles – mein Leben und meinen Glauben – in Frage stellen. Mir kommt hier ein Lied von Herbert Grönemeyer in den Sinn, das er nach dem Tod seiner Frau geschrieben und gesungen hat. Es heißt „Der Weg“, und fängt so an:

„Ich kann nicht mehr sehen
Trau´ nicht mehr meinen Augen
Kann kaum noch glauben
Gefühle ha´m sich gedreht...“

Und dann erzählt es von Leben mit seiner Frau, eine Ode an seine Frau, und dann immer wieder der Satz:

„Das Leben ist nicht fair“.

Ja, es gibt die Finsternis, es gibt sie: die Dunkelheiten, die das Leben verschatten und die auch mein Vertrauen in Christus erschüttern können.

Das kann selbst solchen Menschen geschehen, die uns als Vorbilder im Glauben, geradezu als Giganten des Glaubens erscheinen. Ich muss da etwa an Mutter Teresa aus Kalkutta denken, die ihr Leben den Armen, den Kranken und Sterbenden in den Elendsvierteln dieser Stadt gewidmet hatte und dann später, nach ihrem Tod, sogar heiliggesprochen wurde. Ich habe sie einmal, als ich in Indien gearbeitet hatte, zusammen mit einem indischen Freund besucht. Da stand diese kleine, irgendwie zerbrechliche Frau vor einem, mit einem geschwollenen Auge – sie war, erzählte sie dann, von einer Treppe gefallen -, aber mit einem freundlichen, sehr warmen Lächeln; und sie sagte: „Diese Dinge (das blau angelaufene Auge) muss uns der liebe Gott manchmal schicken, damit wir nicht hochmütig werden.“ Ich war damals fasziniert von dieser Begegnung, von der Aura dieser Frau; sie kam mir tatsächlich vor wie eine Heilige. Aber ich erzähle das hier deshalb, weil auch diese Frau in ihrer Glaubens- und Lebensgeschichte oft tiefen Zweifeln ausgesetzt war. 10 Jahre nach ihrem Tod wurden Briefe und Tagebuchnotizen von ihre veröffentlicht, und da las man Sätze wie:

„In meinem Innern ist es eiskalt“ (das war 1955),

oder:

„Dunkelheit umgibt mich auf allen Seiten. Meine Seele leidet. Vielleicht gibt es gar keinen Gott. Ich spüre eine unendliche Sehnsucht, an ihn zu glauben. Aber wenn es keinen Gott gibt – Himmel, was für eine Leere“.

Es gibt solche Momente, in denen sich das Leben verfinstert, in denen auch der Glaube, das Bleiben in Christus, massiv und grundstürzend herausgefordert wird: Der Verlust eines geliebten Menschen, die Trauer, der Schmerz, das Herz zieht sich zusammen. Aber auch das eigene Versagen, die Schuld, das Gefühl, jemandem etwas schuldig geblieben zu sein: meinen Kindern, meiner Frau; das Gefühl, enttäuscht zu haben, oder auch selbst jemanden tief enttäuscht, ja verraten zu haben.

Aber Karl Rahner hat dann, nachdem er von der Erfahrung der Finsternis gesprochen hat, hinzugefügt:

„Aber eben diese Erfahrung ist auch das Argument des Christentums. Denn was sagt das Christentum? Was verkündigt es? Es sagt trotz des Anscheins einer komplizierten Dogmatik und Moral eigentlich doch nur etwas ganz Einfaches, ein Einfaches, als dessen Artikulation alle einzelnen Dogmen des Christentums... erscheinen. Denn was sagt das Christentum eigentlich? Doch nichts anderes als: das Geheimnis bleibt ewig Geheimnis, dieses Geheimnis will sich aber als das Unendliche, Unbegreifliche, als das Unaussagbare, Gott genannt, als sich schenkende Nähe in absoluter Selbstmitteilung dem menschlichen Geist mitten in der Erfahrung seiner endlichen Leere mitteilen, diese Nähe hat sich nicht nur in dem, was wir Gnade nennen, sondern auch in geschichtlicher Greifbarkeit in dem ereignet, den wir den Gottmenschen nenne...“

Das klingt ein bisschen kompliziert, aber ich will es für mich einfach so übersetzen: Christus bleibt selbst, in allem Wandel, in den Höhenflügen und auf den Irrwegen und Umwegen meines Lebens, doch das eigentliche Geheimnis meines Lebens. Ich bleibe in ihm, weil er ja in mir bleibt!

Hier, und das gehört zu dem Geheimnis und Wunder des Glaubens, wandelt sich das Bild Christi, das Antlitz Christi für mich doch immer einmal wieder. Er mag dann in den Stunden, Tagen und Wochen der Krise, wenn ich in eine tiefe Lebens- und Glaubenskrise stürze, mir nicht wirklich als Weinstock erscheinen und begegnen, als der Freudenmeister, der mir – bildlich gesprochen – Wein einschenkt und mich fröhlich macht. Nein, Christus ist dann doch vielleicht so etwas wie der „Krückstock“, auf den ich mich stützen muss, der mich aufrecht hält, wenn ich schwach, betrübt, krank, deprimiert bin, aus was für Gründen auch

immer. Und manchmal, in Zeiten bitterer Enttäuschung und Trauer, vielleicht auch über mich selbst, erscheint mir Christus wie ein „Schraubstock“, in dem mein Leben und meine Gedanken eingeklemmt, ja eingequetscht sind.

„Bleiben in ihm“ ist so nichts Starres und Steriles, nichts Gezwungenes, das mich selbst dann auch starr und versteift werden lässt. „Bleiben in ihm“ bedeutet so eigentlich, Christus als Geheimnis und Zentrum meines Lebens zu wissen, ihn immer wieder neu als solchen zu erfahren. Auf meiner Lebensreise, in Höhen und Tiefen, im Hellen und im Dunkeln, begegnet er mir immer wieder anders und neu, manchmal als große Herausforderung für mein Vertrauen, manchmal als der Fremde, und immer wieder auch als der, der mich hält und mir Mut zuspricht, weiterzugehen. Paul Gerhardt hat dieses „bleiben“ in Christus wunderbar geschrieben, als er gedichtet hat:

„Ich hang und bleib auch hangen
an Christus als ein Glied;
wo mein Haupt durch ist gängen,
da nimmt er mich auch mit.
Er reißet durch den Tod,
durch Welt, durch Sünd, durch Not,
er reißet durch die Höll,
ich bin stets sein Gesell.“ (EG112,6)

Und, um es noch einmal anders zu sagen: Das eine Jüngerin oder ein Jünger Jesu, ein Christ zu „bleiben“ heißt eigentlich, immer wieder neu ein Christ zu „werden“. Denn am Ende unseres Bibeltextes ist nicht (mehr) vom „Bleiben“ die Rede, sondern davon, dass- so sagt Jesus – „meine Jünger werdet“.

III.

Aber zum Schluss noch ein letzter Aspekt, der in diesem Bibeltext wichtig ist. Da steht das Stichwort von der „Frucht“, die aus der Verbindung mit Christus, die aus dem Glauben und Vertrauen ihm gegenüber entspringen soll. Ohne Bild gesprochen: Wir Menschen, wir Christen und Christinnen leben nicht für uns selbst, für uns allein, kreisen nur um uns selbst. Reben haben keinen Sinn in sich selbst; aber auch Trauben, Früchte nicht: Sie sind ja zum Essen da – oder hier zur Verarbeitung zum Wein, den Menschen genießen können.

Liebe Gemeinde, hier wird eine fundamentale Aussage über das Leben gemacht. Ein gutes, ein fruchtbares Leben, ja ein sinnvolles Leben ist dasjenige, das produktiv ist, das einen Ertrag hat, und zwar einen Ertrag für andere.

Das Bildwort von der Frucht und den Früchten kommt auch sehr oft in der Bibel vor, auch wieder in unterschiedlichen Bedeutungen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, heißt es etwa in der Bergpredigt Jesu über solche Christenmenschen, die zwar viel reden, aber eigentlich nichts wirklich Produktives und für die Welt und die Menschheit Hilfreiches hervorbringen. Es gibt, so hat Jesus mehrfach gesagt, „gute Früchte“ und „faule Früchte“, „gute Werke“ also und „böse Taten“. Und die Taten der Menschen können mitunter, so weiß die Bibel auch, so böse sein, dass die Welt in chaotische Zustände, menschenverachtende Realitäten versinkt, wie es der amerikanische Schriftsteller John Steinbeck in seinem Roman „Früchte des Zorns“ – in Englisch eigentlich „Grapes of Thorns“, also „Trauben des Zorns“, in Anspielung auf Worte der Bibel (Offenbarung 14,18f.) – zu beschreiben versucht hat. Eine Welt, die sich verdunkelt, wenn es nur noch um Profit geht und das Wohl des Menschen nicht mehr im Blick ist.

Was aber ist hier bei Johannes mit Frucht gemeint? Ich denke, es geht nicht nur um einzelne Taten – gute Früchte, sozusagen -, wie bei den Pfadfindern: Jeden Tag eine gute Tat. Es geht wohl eher um das ganze Leben, um einen bestimmten Lebensstil, eine Haltung – und dann auch ein Tun und Handeln -, das den Menschen, mit denen ich in der Nähe und der Ferne zusammenlebe, guttut, ihnen sozusagen schmeckt, sie erfreut, ihnen – den anderen, den Mitmenschen – guttut. Der Evangelist Johannes hat ein paar Verse später, nach unserem Textausschnitt, genauer gesagt, was er wohl unter „Frucht bringen“ versteht. „Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe!... Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe.“ (Joh. 15,9.12).

Christliches Leben, Verbundenheit mit Jesus Christus, ist immer ein Leben, das die anderen, die Mitmenschen im Blick hat, ihnen nicht böses, sondern gutes zukommen lassen will; es ist ein Leben in Solidarität, in Mitmenschlichkeit, ja – ich spitze es einmal zu – in Hingabe, in Nächstenliebe. Wie sie aussieht, wie ich mich engagiere, wo und wie ich mich einsetze für das Gute in der Welt, ist nicht immer und für alle gleichermaßen zu sagen und zu beschreiben. Die Trauben sind ja vielfältig, es gibt rote und weiße, es gibt Spätlesen und regionale Unterschiede; auch der Zuckergehalt mag unterschiedlich sein.

Doch Vorsicht, es kommt nicht eigentlich auf die Äußerlichkeit, den schönen Schein an.

Dazu noch einmal ein Beispiel: Wir hatten im letzten Jahr eine interessante Erfahrung. Vor etlichen Jahren – ich glaube, es war zu meinem Einstieg in den Ruhestand – hat mir unser Vorstand damals einen Weinstock geschenkt. Wir haben ihn zu Hause an unserem Haus eingepflanzt, auf einer kleinen, quadratischen Fläche mit Erde, umgeben von Platten. In der Tat ist der Weinstock über die Jahre gewachsen, langsam, aber stetig, man musste sehen, dass er nach oben wachsen konnte. Im letzten Jahr nun, wir hatten das zuerst gar nicht so

gemerkt, war er – zum ersten Mal – voller Trauben, so viel und so schwer, dass er sich eines Tages aus der Verdrahtung am Haus löste und umknickte und auf die Terrasse fiel. Ich habe dann die Reben abgeschnitten: Sie hatten eine wunderbare grüne Farbe, und es waren Unmengen. Wir hatten eine ganze alte Metallbadewanne, die auf der Terrasse steht, voll damit und viele Eimer. Es sah alles wunderschön und üppig aus, wirklich wie man sich das in alten griechischen Mythen mit und um Dionysos vorstellte. Wir haben Reben auf Tellern drapiert und fotografiert, es sah herrlich und festlich aus, man wollte zugreifen.

Doch essen konnte man die Trauben nicht. Vielleicht hätten sie zu Wein verarbeitet werden können. Aber sie waren sauer, ungenießbar, wir mussten sie wegwerfen.

Ungenießbar sollten wir für unsere Mitmenschen nicht sein; auch nicht geschmacklos, sondern so, dass wir mithelfen, das Herz der Menschen zu erfreuen – unserer Nachbarn, unserer Eltern, den Kindern und Enkeln, auch den Geflüchteten, den Einsamen, den Kranken. So viele gibt es, die sich nach frischen, schönen, wohlschmeckenden Früchten – guten Worten, guten Taten, Weggemeinschaft, Trost und Hilfe – sehnen.

IV.

So nimmt uns der Predigttext heute in eine Bewegung hinein: Christus ist für uns der Weinstock, ja der Wein selbst; er schenkt uns Freude im Glauben, wir dürfen ihm vertrauen auf den Wegen, die wir in unserem Leben durchschreiten; auf diesen Wegen haben wir manches erfahren, was uns nicht gut tat, und wir werden wohl auch weiter manche Unbill zu tragen haben; aber Christus geht ja mit uns, er ist das Geheimnis unseres Lebens, der uns immer wieder anders, immer wieder neu – als Tröster und Helfer, als Antreiber und Mahner – auf den Weg bringt. Und natürlich geht der Glaube nicht im Genuss auf, in himmlischer Freude, die aber nichts anderes als geistlicher Egoismus wäre. Vielmehr sind wir gesandt in die Welt, um Früchte zu tragen zu den Menschen.

Amen!